

# Heilsbringer Barack Obama

Der neue US-Präsident ist mit fast übermenschlichen Erwartungen konfrontiert

Von Roland Juchem

**Am Dienstag wird vor dem Kapitol in Washington der 44. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika vereidigt. Nur wenige Politiker sind weltweit mit solch fast messianischen Erwartungen konfrontiert gewesen, wie Barack Obama es ist.**

Am 4. November um 23.01 Uhr New Yorker Ortszeit – in Kalifornien hatten gerade die Wahllokale geschlossen – gab der Fernsehsender CNN seine erste verlässliche Prognose zum Wahlsieg Barack Obamas ab. Da erhob sich am Union Square in Manhattan ein Jubelschrei, der sich den Broadway hinaufwühlte. „Wie beim Siegtreffer eines WM-Endspiels“, erinnert sich ein Augenzeuge.

Binnen Minuten füllte sich der Platz mit Tausenden Menschen. Auch wenn nicht alle Skepsis verfliegen war. „Ich jubele nicht eher, bis McCain seine Niederlage eingestanden hat“, sagte eine ältere Dame, die sich noch gut an das tagelange Hickhack bei der Wahl zwischen George W. Bush und Al Gore im Jahr 2000 erinnerte.

**„Ich fühle mich befreit, kann wieder atmen“**

Später saßen im Stadtteil Brooklyn in einer Kneipe an der U-Bahn-Station „7th Avenue“ meist schwarze Arbeiter und Arbeitslose in ihrer Kneipe und lauschten andächtig wie Wallfahrer der Rede des gerade Gewählten. „Ich fühle mich wie befreit, als könnte ich wieder atmen“, gestand einer von ihnen. Eine Afroamerikanerin in Washington sagte: „Jetzt endlich haben die Weißen die Brücke zu uns überquert.“

In Kenia, dem Heimatland von Obamas Vater, wurde der Tag des Wahlsiegs dieses „Sohnes Afrikas“ spontan zum nationalen Feiertag erklärt. „Die Leute glauben, wir haben einen Erlöser zum Präsidenten



Erster verhaltener Jubel über das Ergebnis in New York; noch aber stehen andere Bundesstaaten aus. Viele Menschen blieben skeptisch, bis John McCain seine Wahlniederlage eingestand. Foto: dpa

gewählt“, fasste ein Politologe in Washington D.C. jenen Jubelschrei zusammen, der vor den Bildschirmen der CNN-Sendung begann und sich rund um den Globus fortsetzte. Nur in Israel, Georgien und auf den Philippinen hätten die Menschen John McCain gewählt.

Fast zwei Drittel der Amerikaner wie auch der Deutschen glauben, dass Obama die in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen kann. Das ergaben mehrere Umfragen der vergangenen zwei Monate. Der 47-Jährige, Kind der kurzen Verbindung einer weißen US-Amerikanerin und eines Kenianers, aufgewachsen in Hawaii und Indonesien, Student der Eliteuniversität Harvard und Stadtteilarbeiter in den Problemvierteln von Chicago, wird fast wie ein Messias verehrt, der die Menschheit in eine glücklichere und friedlichere Zukunft führen soll. Sein arabischer Vorname, Barack, bedeutet wörtlich „der Gesegnete“.

„Ich halte den Begriff Messias für sehr unglücklich“, kritisiert Professor Antonius Liedhegener derartige Worterschöpfungen der Medien.

Liedhegener ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Luzern mit dem Schwerpunkt USA und Religion. Er würde Obama eher als „Hoffnungsträger“, „charismatisch, aber durchaus rational“ kennzeichnen.

**Obama gab vielen Selbstvertrauen zurück**

In Abgrenzung zu George W. Bush habe Obama zu Beginn seines Wahlkampfes nur sein Grundmotiv des „change“, des Wandels, verkündet, dieses aber inhaltlich offengehalten. „Damit hat er eine große Projektionsfläche geöffnet“, sagt Liedhegener. Durch die Wirtschaftskrise seien die Erwartungen nochmals gestiegen. Darüber hinaus habe er sehr viele Menschen ernsthaft politisch motiviert und mobilisiert.

Frank Rich, Kolumnist der New York Times, kritisierte: „Acht Jahre lang haben uns jene an der Macht erzählt, wir seien klein, bigott und dumm.“ Gegen diesen „giftigen Katechismus der Bush-Rove-Politik“ (Karl Rove war George W. Bushs Chef-PR-Berater)

habe Obama den Amerikanern Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen zurückgegeben.

„Amerika ist ein Ort, wo alles möglich ist“, hatte der frisch Gewählte in der Wahlnacht gesagt. Er bezog das nicht nur auf seine Biografie, die Tatsache, dass ein Schwarzer ins Weiße Haus einziehen kann, sondern auch auf die Macht der Demokratie in USA wie auch auf den langen, steilen Weg, der vor ihm und den Menschen liegt. „Aber wir als ein Volk werden es schaffen!“ Und der Refrain folgte prompt: „Yes, we can!“

Politiker als Heilsbringer, ob selbst inszeniert oder für solche gehalten, gab es in der Geschichte mehrere. Politikexperten ziehen Parallelen zu Franklin D. Roosevelt, der die USA 1932 mit seinem „New Deal“ aus der Wirtschaftskrise von 1929 herausführte, während in Europa Diktatoren an die Macht kamen. Antonius Liedhegener sieht Parallelen zu John F. Kennedy, der die USA nach dem Sputnik-Schock Anfang der 1960er Jahre begeisterte, aber in gewisser Weise auch zu Willy Brandt, der am Ende der Adenauer-Ära einen Neuanfang und mehr Freiheit versprach. Bei anderen Parallelen wie Nelson Mandela in Südafrika seien die Voraussetzungen zu unterschiedlich.





Ein schwarzer Präsident im Weißen Haus – bis vor kurzem hätte das weltweit kaum einer für möglich gehalten.

Foto: dpa

Obama als Messiasfigur? Sich selber habe der neue US-Präsident kaum so inszeniert, lauten durchgehende Einschätzungen. Seine brillante Rhetorik indes hat die Grundzüge religiöser Ansprachen: Er gibt dem Einzelnen einen Namen und stellt ihn gleichzeitig in ein größeres Ganzes. Anders als seine demokratischen Vorgänger Clinton, Gore und Kerry habe Obama verstanden, dass er auch das gemäßigt religiöse Amerika ansprechen muss. Und das nahm ihm seine

Botschaft ab. Als Stadtteilkoordinator hat Obama in Südkhicago zusammen mit religiösen Organisationen und Kirchengemeinden für die Menschen auf der Schattenseite des „American Dream“ gearbeitet. In der Schwarzen Gemeinde der „Trinity United Church of Christ“ fand er eine religiöse Heimat, die er zuvor nicht hatte. Dort, so sagte er, „wurde ich einem Mann namens Jesus Christus“ vorgestellt. Es war die beste Ausbildung, die ich jemals hatte.“

Vom zornigen Prediger der Gemeinde, seinem religiösen Ziehvater Jeremiah Wright, hat Obama sich letzten Sommer getrennt. Zur Amtseinführung spricht jetzt Rick Warren, einer der einflussreichsten evangelikalischen Pastoren der USA.

#### Mit einer Schonfrist kann Obama nicht rechnen

Den Glauben an Gott hat Barack Obama in seinem Wahlkampf weniger propagiert als den Glauben der Amerikaner an sich selbst. Zu Beginn seines Wahlkampfes hatte Obama behauptet: „Wir können das Land versöhnen, wir können den Planeten heilen.“ Jetzt aber ist der Prediger des „Yes, we can!“ mit der schwersten Wirtschaftskrise seit 1929 konfrontiert, hat Anfang des Jahres bereits eine „Blut-Schweiß-und-Tränen-Rede“ gehalten und ist rhetorisch deutlich ruhiger geworden.

Zwei Kriege, steigende Arbeitslosigkeit, eigene Versprechen für neue und saubere Energie, mehr Schulbildung und Krankenversicherung für alle angesichts einer Rekordverschuldung von 100 Billionen US-Dollar – mit einer 100-Tage-Schonfrist kann Obama nicht

rechnen. Was kann er erreichen in einer Demokratie mit wankelmütigen Medien, unzähligen Lobbyisten und einem Kongress, der längst nicht so parteidiszipliniert ist wie in europäischen Parlamenten?

„Er kann die unpopulären Entscheidungen zu Beginn treffen, dann haben die Wähler sie in vier Jahren vergessen“, meint der Münchner Politikwissenschaftler Claus-Ekkehard Bärsch. Zudem seien die Chancen, dass notwendige Entscheidungen durchgezogen und von der Gesellschaft mitgetragen werden, in USA größer als in Europa.

Auf die Frage, was der Hoffnungsträger Obama jetzt tun müsse, meinte der britische Historiker Niall Ferguson in einem „Spiegel“-Interview: „Er kann eine großartige Einführungsrede halten.“ Und dann? „Weitere große Reden halten.“ Angesichts des geringsten Spielraums aller US-Präsidenten bliebe ihm momentan kaum anderes, als Menschen zu motivieren mit anzupacken. Das gelte auch für die Weltpolitik: „Er muss nur die Tonlage verändern, und das Spiel wird schon deshalb anders sein, weil er es spielt.“

Begeisterung von Kenia (l.) bis Deutschland (r.): Nur in drei Staaten weltweit hätten die Menschen Obama nicht gewählt.

Fotos: Reuters/dpa

